



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rochs, Arthur: Der Beichtvater eines Kaiserpaares : Schilderung eines bewegten Lebenslaufes : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Führers nach Gebühr zu feiern, sagte nicht einmal, wer eigentlich gestiegen hatte, sondern setzte nur in lakonischer Kürze hinzu: Es war ein historisches Ereignis! Wer hätte solchen Gründen widerstehen können? Das Kriegsgericht trat entweder gar nicht zusammen oder kam zu einem bedingungslos freisprechenden Urteil. Wenige Wochen später aber führte der Emir Azäm den stolzen Titel „Unterstaatssekretär im Kriegsministerium“ und hatte die Anwartschaft, demnächst Kriegsminister zu werden.



## Der Beichtvater eines Kaiserpaares

Schilderung eines bewegten Lebenslaufes

Von Dr. Arthur Kochs-San Antonio (Texas)

(Schluß)

In Barras, einer Stadt von ungefähr fünfzehntausend Einwohnern, war Fischer an einem jener tödlichen Klimafieber erkrankt, welche gerade junge und kräftige Leute weit gewaltiger packen als ältere und schwächliche Leute. Man schaffte den schwerkranken Landfremden, dessen verwahrlostes Äußere schon mehr die Bezeichnung eines Landstreichers zuließ, in das äußerst primitive Hospital, wo man sich bei seiner Einkieferung schon ziemlich klar darüber zu sein schien, daß man es mit einem Sterbenden zu tun habe. Übergroße Mühe würde man sich mit dem mittellosen „Gringo“, einem der in Mexiko wenig beliebten Nordamerikaner, für den man den Kranken hielt, auch wohl schwerlich gegeben haben, wenn nicht ein alter Priester, der zufällig am Lager des sich in wüsten Fieberdelirien Wälzenden vorüberging, gehört hätte, wie der Kranke in wirrem Durcheinander deutsche und französische Verse sang, auf Englisch und Spanisch fluchte, dann aber wieder Lateinisch und Griechisch rezitierte.

Diese merkwürdige Vielseitigkeit des kranken Fremden erregte das Interesse des greisen Priesters, und gerade diese Anteilnahme genügte wider Erwarten, den scheinbar bereits dem Tode Geweihten noch am Rande des Grabes zu retten und in verhältnismäßig kurzer Zeit völlig wiederherzustellen. In der Zeit der Rekonvaleszenz wurde aus dem bisherigen polternden Freigeist ein verständnisvoller, wenn auch schwerlich gläubiger und überzeugungstreuer Katholik, aus dem sich allmählich unter Beihilfe seines alten klerikalen Freundes aus dem Hospital, der ihn wiederum der Beachtung und der Gunst des Bischofs der Diözese empfohlen hatte, in unglaublich kurzer Zeit selbst ein „Geweiheter des Herrn“ entwickelte!

Der Bischof hatte die ungewöhnliche Begabung des sprachgewandten jungen Deutschen bald erkannt, dessen allgemeine Bildung — so wenig geregelt und abgerundet sie nach deutschen Schulbegriffen auch sein mochte — dennoch auf

das vorteilhafteste von dem Bildungsgrade des mexikanischen Durchschnitts-  
klerikers abstach.

Fischer hat offenbar den Versuchen zu seiner „Bekehrung“ nur wenig Wider-  
stand entgegengesetzt, scheint es ihm doch schon bald in Parras klar geworden  
zu sein, daß ihm der geistliche Stand größere Gelegenheit zur Entfaltung seiner  
Fähigkeiten darbot als selbst die Advokatenpraxis.

Eines Tages kam der junge geistliche Hüne bei Gelegenheit einer amtlichen  
Reise im Auftrag seines Bischofs nach einer benachbarten Stadt im Staate  
Coahuila, wo er gastliche Aufnahme im Hause eines deutschen Landmannes  
gefunden hatte, der dort an der Spitze einer angesehenen Firma stand. Hier  
zeigte sich abermals, welche geradezu unheimliche Gewalt dieser Priester auf seine  
Mitmenschen — und zwar ganz besonders auf die Frauen — auszuüben ver-  
mochte. Schon bei dem zweiten Besuche Fischers im Hause jenes deutschen  
Kaufmanns, des Herrn Becker, war dessen Frau dem hypnotisch wirkenden Ein-  
flusse des Priesters so völlig willenlos verfallen, daß sie seiner Forderung, ihm  
zu folgen, widerstandslos nachgab. Die schon über die erste Jugend hinaus-  
gekommene Frau, deren Leben sich bis dahin abgespielt hatte, ohne daß ihr auch  
nur der geringste „Schritt vom Wege“ in den Sinn gekommen wäre, erklärte  
ihrem darob völlig verzweifelten Gatten eines schönen Tages mit eifriger Ruhe,  
sie müsse ihn und ihre Kinder verlassen, um jenem Manne zu folgen, an den  
das Schicksal sie nun einmal mit eisernen Klammern gefesselt habe. Die  
Ungeheuerlichkeit dieses Schrittes, dieses Herabsteigens aus der Sphäre der bis-  
herigen strengen Ehrbarkeit des deutschen Kaufmannshauses mit seiner auch noch  
im Auslande fühlen Bremenser Gefühlstemperatur schien ihr dabei gar nicht  
zum Bewußtsein zu kommen. Und selbst wenn das geschehen wäre, so war die  
Zwangsvorstellung, unter welcher sie stand, viel zu mächtig, als daß andere  
Empfindungen, Erwägungen oder Betrachtungen auf diesen Schritt irgendwelchen  
Einfluß ausüben konnten!

So zog denn Frau Becker, die stattliche schöne Blondine, in die Pfarre  
des Cura Fischer als „Hausdame“ ein, als ernst und sorglich waltende Schaffnerin,  
die, so willenlos sie auch sonst unter dem Einflusse des priesterlichen Geliebten  
stand, doch auch wieder durch ihren Einfluß mildernd und sänftigend auf die  
wüsten Neigungen des sich schon lange vor Nießsche als „Übermenschen“  
fühlenden Mannes einzuwirken verstand — und sei es auch nur durch eine  
Handbewegung, durch einen Blick . . .

Wieder vergingen die Jahre, und die Zeit begann dem tatendurstigen  
„Manne in den besten Jahren“, der das Pfarrhaus in dem von der großen  
Heerstraße etwas abgelegenen Parras bewohnte, bereits etwas lang zu werden.  
Jedenfalls sehnte er sich bereits stark wieder nach Abwechslung, als dieser Wunsch  
in einer für ihn ganz ungeahnten Weise in Erfüllung gehen sollte.

Die Franzosen kamen ins Land und oktroyierten dem mexikanischen Volke unter  
Beihilfe der klerikalen Partei den Erzherzog Maximilian von Oesterreich als Kaiser auf.

Es wurde zum Verhängnis des jungen Kaisertums, daß es sich wohl oder übel in erster Linie auf den Klerus stützen mußte, so sehr es sich auch ab und zu geneigt zeigte, den Liberalen wieder einige Zugeständnisse zu machen, und daß es sich daher gezwungen sah, nach und nach immer weiter gehende Wünsche und Forderungen der Kirche zu erfüllen. Mochten der Kaiser und seine einsichtigeren Räte auch zehnmal geltend machen, daß sich die Regierung durch die Erfüllung der immer gieriger werdenden Gelüste der Kirche das mexikanische Volk selbst immer mehr entfremde — der Klerus drohte sofort mit der Einstellung seiner Gefolgschaft, sobald man ihm nicht sofort bereitwilligst nachgab.

Auch in Parras und dessen Umgebung waren unter der Herrschaft der Liberalen eine Anzahl von Klöstern säkularisiert und die zu ihnen gehörigen Ländereien eingezogen, für staatliche Zwecke verwendet oder verkauft worden. Diese galt es jetzt für die Kirche zurückzuerobern! Niemanden hielt der Bischof von Parras für geeigneter, diese Aufgabe zu lösen, als den Cura Fischer, den er dann auch — mit allen erforderlichen Vollmachten und Dokumenten versehen — zu dessen im Schlosse Chapultepec bei der Hauptstadt Mexiko residierenden „Landsmanne“, dem blondbärtigen Kaiser Maximilian, entsandte.

Und Fischer entledigte sich seines Auftrages in solch glänzender Weise, daß sämtliche Forderungen seines Bischofs bewilligt wurden.

Der Kaiser stellte nur eine einzige Bedingung, und zwar war das eine solche, die zur Genüge bewies, daß Fischers Persönlichkeit auch im Kaiserschlosse ihre faszinierende Wirkung nicht verfehlt hatte. Kaiser Max verlangte nämlich, daß Fischer selbst nicht wieder nach Parras zurückkehren, sondern bei ihm in der Hauptstadt bleiben solle — und zwar in der Eigenschaft als Beichtvater des Kaiserpaares!

Fischer scheint keine lange Bedenkzeit nötig gehabt zu haben, um sich darüber zu entscheiden, ob er dies ihn selbst nicht wenig überraschende Anerbieten annehmen solle oder nicht. Hatte er hier doch einen Wirkungskreis, wie er sich ihn ersehnt — oder wohl vielmehr einen solchen, wie ihn sich der ehrgeizige Mann selbst in den kühnsten Träumen kaum je erhofft hatte. Er griff also mit beiden Händen zu, wenn er auch erst, des besseren Eindrucks wegen, sich ein wenig sträubte und geschickt den Bescheidenen spielte, der sich erst darüber klar werden müsse, ob er auch die Kraft und Fähigkeit besitze, die ein solch hoher und verantwortungsvoller Posten zur Voraussetzung mache. Er spielte dies Spiel äußerst erfolgreich, denn auch die Kaiserin Charlotte schloß sich der dringenden Bitte ihres Gemahls immer eindrucksvoller und wärmer an, so daß Cura Fischer schließlich gar nicht anders konnte, als einzuwilligen, „das schwere Opfer zu bringen und, den Wünschen des hohen Paares entsprechend, seinen bescheidenen Posten in der kleinen Stadt im Norden des Landes mit dem verantwortungsvollen und dornenreichen Posten am Hofe zu vertauschen“.

Der neue kaiserliche Beichtvater zeigte bald, was er schon so oft bewiesen hatte, daß er ein Mann von erstaunlicher Vielseitigkeit war.

Die politische Situation hatte sich inzwischen in Mexiko derart mißlich für die Monarchie gestaltet, daß selbst der größte Staatsmann nicht mehr viel für sie hätte retten können.

Solange Maximilian noch durch die Bajonette Bazaines gestützt wurde, hatte der große Fehler seiner Politik, das fortwährend tastende Hin- und Herschwanken zwischen Klerikalen und Liberalen, weiter keine ernstesten Folgen — obgleich es sich von selbst versteht, daß er sich mit jedem klaren Zugeständnis an die Liberalen die Klerikalen entfremdete, und daß auf der anderen Seite mit jeder Konzession an die Klerikalen eine verstärkte Abkühlung auf der liberalen Seite eintrat.

Wesentlich schlimmer gestaltete sich die Sachlage jedoch sofort, als sich Napoleon der Dritte zur Rückberufung der Truppen gezwungen sah und als Maximilian nun ausschließlich auf seine recht unzuverlässigen mexikanischen Regimenter und auf sein zwar zuverlässiges, aber nur peinlich kleines österreichisch-belgisches Freikorps angewiesen blieb.

Der Kaiser war im Sommer des Jahres 1866 erkrankt und hatte sich auf den Rat seines Leibarztes, des Dr. Basch, zu seiner Erholung nach Orizaba begeben, dem herrlich am Fuße des gleichnamigen, mit ewigem Schnee bedeckten Vulkans inmitten von Bananenhainen und Kaffeepflanzungen gelegenen Orte halbwegs zwischen der Hauptstadt und der Hafenstadt Vera Cruz. Von dort aus unternahm er häufige Ausflüge in die entzückende tropische Umgebung, wobei ihn Vater Fischer stets zu begleiten pflegte und außer ihm auch noch der Museumsdirektor Professor Wilenel sowie Dr. Basch.

Um diese Zeit scheint Maximilian von der Überzeugung durchdrungen gewesen zu sein, daß er sich nicht länger auf dem schwankenden Throne zu halten vermöchte.

In dem von Orizaba aus schnell, leicht und unbemerkt zu erreichenden Hafen von Vera Cruz lag damals die österreichische Fregatte „Dandolo“, und als Maximilian aus Brüssel die Nachricht von der schweren geistigen Erkrankung seiner erst kurz zuvor in Europa eingetroffenen Gemahlin erhielt, zögerte er nicht, von Orizaba aus den größten Teil seiner besonders wertvollen persönlichen Habe an Bord des genannten Kriegsschiffes zu schicken.

Seinen Kabinettsrat Herzfeld hatte er schon nach Wien vorausgesandt, um die erforderlichen Arrangements für seine Rückkehr mit seinem Bruder, dem Kaiser Franz Joseph, zu vereinbaren.

Da — ganz plötzlich — wurden alle diese Pläne über den Haufen geworfen, und Kaiser Max beschloß, auf seinem Posten auszuharren! Ganz allgemein hieß es sofort, daß diese Kursänderung auf den Einfluß des kurz zuvor zum Kabinettschef des Kaisers ernannten Fischer zurückzuführen sei.

Bezeichnend hierfür ist, was Masseras in einem kleinen Werke „Un essay d'Empire au Mexique“ von dieser Periode sagt. Es heißt da:

„Die einzige Person, welche absolut freien Zutritt zum Kaiser hatte, war der Abbé Fischer, der auf die allermerkwürdigste Weise zu dem fast ausschließlichen Ratgeber Maximilians geworden war. Die Vergangenheit dieses plötzlich

wie aus der Versenkung aufgetauchten neuen Günstlings des Kaisers war ganz in Dunkel gehüllt und ist es zum großen Teil auch noch. Man sagte, daß er auf irgendeine Weise, durch eine morganatische Ehe oder sonstwie, in Beziehungen zu der württembergischen Königsfamilie stünde, auch soll er mehrere Jahre ein sehr bewegtes Leben in den Vereinigten Staaten geführt haben, bis er schließlich nach einer Reihe von Wechselfällen aller Art katholischer Priester zu Parras im nördlichen Mexiko wurde. Wie er aber von dort aus plötzlich zu der intimen Vertrauensstellung bei dem Monarchen gelangt ist, das vermag niemand mit Genauigkeit anzugeben. Sofort mit seinem plötzlichen Auftauchen übte er auch einen ganz beispiellosen Einfluß aus. Eins ist ganz sicher, seinem Einflusse und dem ausgedehnten Gebrauche, den er davon machte, ist es zuzuschreiben, daß der Plan der Abreise resp. Flucht des Kaisers aus Mexiko, welcher ihn schon nach Orizaba geführt hatte, unausgeführt blieb! Man kann mit Recht sagen, daß Fischer die Triebfeder von allem war, was sich in dieser Periode abspielte, und infolgedessen auch die Hauptursache von allem, was dann später geschah.“

Eingehend beschäftigt sich auch Carlos v. Sagerm (ein preußischer Offizier, der auf republikanischer Seite gegen Maximilian focht) in seinem interessanten Buche „Tote und Lebende“ (Berlin 1884) mit Cura Fischer.

Einer der Hauptgegner Fischers war offenbar auch der bereits erwähnte Dr. Basch. Es ist das um so erklärlicher, als Basch in seiner Eigenschaft als Leibarzt des Kaisers diesem bisher als Vertrauter am nächsten gestanden hatte, aus welcher Stellung er sich nun gewissermaßen über Nacht durch den ganz plötzlich „hineingeschnitten“ katholischen Priester verdrängt sah. Basch und Fischers andere Feinde und Widersacher gaben sich die erdenklichste Mühe, seinen Charakter zu verdächtigen und ihm selbstfüchtige Beweggründe für seine Handlungsweise unterzuschieben.

Soweit aus dem vorliegenden Quellenmaterial hervorgeht, tut man ihm aber darin unrecht. Er mag sich selbst in bezug auf die Stärke der klerikalen Partei und auf ihren Einfluß getrrt haben, daraus geht aber noch lange nicht hervor, daß er den Kaiser absichtlich getäuscht hätte!

So erklärt Basch in seinen „Erinnerungen“, er habe dem öligen Priester nie getraut und habe immer seine Bedenken in bezug auf die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit Fischers gehabt. Der Kaiser selbst sei leider zu spät zu dieser Erkenntnis gelangt, habe er doch im Gefängnis zu Queretaro ausgerufen: „Pater Fischer hat mich mit dem Konkordat belogen und betrogen!“ Aber, wie gesagt, ein ganz einwandfreier Zeuge ist Basch aus dem zuvor angeführten Grunde auch nicht.

Wenn aber d'Hericault in seiner Schrift: „Maximilian et le Mexique“ behauptet, man habe dem Cura Fischer durch den Bankier Martin Duran die Summe von 150000 Dollar angeboten, wenn er den Kaiser zur Flucht aus Mexiko bewegen wolle, so ist es doch entschieden ein Zeugnis für, aber nicht gegen Fischers Ehrlichkeit der Überzeugung, wenn er dem Kaiser anriet, zu bleiben!

Was nun jenes „Konkordat“ anbetrißt, so hatte Fischer unter Berücksichtigung der überaus schwierigen Lage mit großem Geschick die Basis für ein solches zustande gebracht. Ein gutes Einvernehmen zwischen Staat und Kirche sollte nämlich durch solch ein formelles Abkommen mit dem Vatikan wiederhergestellt werden. Die Unsicherheit in bezug auf konfisziertes Kirchengeneigentum sollte dadurch beseitigt und das Recht der Erwerbung von Kirchengeneigentum festgestellt werden. Auch sollten die Mittel zur Unterhaltung des Klerus sichergestellt werden. Endlich sollten Priesterseminare gegründet werden, um eine bessere Erziehung und höhere Bildung für den Priesternachwuchs zu erzielen.

Während der Kaiser von Orizaba aus auf dem Umwege über Puebla nach der Hauptstadt zurückkehrte, begab sich Cura Fischer in dessen Auftrage nach Rom, um auf der angedeuteten Basis mit dem Papste Pius dem Neunten über das Konkordat zu unterhandeln. Es scheint aber, als ob man in Rom nicht das richtige Verständnis für die Sachlage in Mexiko gehabt hätte, denn — anstatt sich mit dem angebotenen Kompromiß zu begnügen — verlangte man alles, so daß Fischer unverrichteter Sache nach Mexiko zurückkehren mußte, wo er dann — wie der oben angeführte Ausspruch des Kaisers in Queretaro zeigt — auch noch obendrein für den Mißerfolg seiner Sendung verantwortlich gemacht wurde!

Jedenfalls machte sich von dieser Zeit an eine merkliche Entfremdung zwischen dem Kaiser und Fischer bemerkbar.

Trotz seiner hohen Vertrauensstellung lebte Fischer finanziell durchaus nicht im Überfluß. Nicht, daß es der Kaiser an der ausgiebigsten Besoldung für seinen Ratgeber hätte fehlen lassen — durchaus nicht, aber das Geld schien für diesen nicht den geringsten Wert zu haben. Es floß ihm wie Sand durch die Finger. So kam es, daß er sich von Julius Monreau, der damals als Chef an der Spitze einer großen Exportfirma in San Luis Potosi stand, zu jener Romfahrt erst das Reisegeld borgen mußte, welches Darlehn von 1000 Dollar er dann nachher aber auch prompt wieder zurückgezahlt hat. Mit diesem Herrn Monreau stand Cura Fischer überhaupt — trotz der großen Verschiedenheit in den Anschauungen beider — auf bestem Fuße. Nur einmal drohte dies gute Einvernehmen in die Brüche zu gehen. Und das kam so. Als Herr Monreau den Cura Fischer einst in seinem schmucken Mula-Biergespann spazieren fuhr, klopfte der Herr Kabinettschef bei dem Kaufmann an, ob es ihm wohl erwünscht sei, wenn er ihn für die Verleihung des erst unlängst gegründeten Ordens der Santa Maria de Guadalupe in Vorschlag brächte, und zwar für das Konthurskreuz. „Ja, warum denn nicht, lieber Cura“, lautete prompt die Antwort, „aber ich muß vier davon haben!“ „Bier?“ fragte Fischer und sah den Freund verständnislos an. „Na freilich, jeder von meinen Mauleseln will doch einen haben!“ Aber dieser Witz war nicht mehr nach dem Geschmack des Cura und Kabinettschefs Fischer. Der war mehr nach dem Geschmack des texanischen Lawyer Fischer gewesen!

Mit der Kaiserherrlichkeit ging es nun bald zu Ende. Zu Anfang des Jahres 1867 zog Maximilian noch einmal die Frage in Erwägung, ob die

Monarchie aufrecht erhalten werden könne, oder ob er die Sisyphusarbeit aufgeben solle? Da war es die sogenannte Kriegspartei, die ihm unter offener Vorpiegelung falscher Tatsachen den Rat gab, es noch einmal auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen. Das war ein schlimmer Rat. An der Spitze von knapp zweitausend Mann stieß Maximilian zu der in Queretaro schwer bedrängten Armee seines getreuen Generals Miramon. Der Rest ist bekannt: Die Einschließung Queretaros durch den General Escobedo (seiner grotesk abstehenden enormen Ohren wegen allgemein „Drejon“ genannt), der Verrat des Obersten Lopez, die Waffenstreckung der Kaiserlichen, Maximilians Gefangennahme, sein Prozeß, seine Verurteilung zum Tode durch Pulver und Blei und seine Hinrichtung inmitten der beiden Generale Mirman und Mejia am 19. Juni 1867.

Eins ist sicher: bei dem Beschlusse der Ausführung des wahnwitzigen Zuges nach Queretaro war Fischer nicht maßgebend gewesen. Er hatte überhaupt schon vorher aufgehört, einen bestimmenden Einfluß auf die Beschlüsse des Kaisers auszuüben.

Bezeichnend ist hierfür übrigens auch ein Kodizill, das Maximilian wenige Tage vor dem Standgerichte von Queretaro seinem früheren Testamente hinzufügen ließ: Während er nämlich in diesem bestimmt hatte, daß Cura Fischer und der Prinz von Joinville die offizielle Geschichte des Kaiserreichs in Mexiko schreiben sollten, stieß er diese Bestimmung wieder um und betraute mit dieser Aufgabe den Exminister Ramirez und den Prinzen Salm-Salm.

Als die siegreichen Republikaner in der Hauptstadt eingezogen waren, wurde Fischer zwar auch mit den übrigen Führern der Kaiserlichen verhaftet und gefänglich eingezogen, aber bald wieder ohne Prozeß freigelassen.

Man hatte an den drei Opfern auf dem Hügel bei Queretaro genug!

Später unternahm Fischer dann noch eine Reise nach Wien, um dem Kaiser Franz Joseph gewisse hinterlassene Schriftstücke seines unglücklichen Bruders zu überreichen, vielleicht auch, um sich persönlich gegen allerlei Anschwärmungen durch seine zahlreichen Widersacher zu verteidigen. Allein er kehrte schon sehr bald enttäuscht nach Mexiko zurück. Nach der einen Lesart war er sehr ungnädig vom Kaiser Franz Joseph empfangen worden, nach der anderen . . . überhaupt gar nicht!

Nach Barras zurück ging er nicht wieder, aber seine alte Freundin siedelte nunmehr nach der Hauptstadt über. Er war ja nun keine offizielle Persönlichkeit mehr, und die bisherigen Rücksichten auf den Hof mit seinem Klatsch fielen fort. Er gründete eine katholische Lehranstalt, welcher er noch eine Reihe von Jahren mit Geschick und großer Würde vorstand.

Vor etwa zwanzig Jahren ist er gestorben. Es hieß, daß zehn Jahre nach seinem Tode seine hinterlassenen Denkwürdigkeiten herausgegeben werden sollten. Schade, daß das nicht geschehen ist. Diese Memoiren wären — vorausgesetzt natürlich, daß der Verfasser völlig aufrichtig verfahren wäre — etwas für Feinschmecker gewesen.

